GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Das Essen der Arbeiterfrauen : Geschlechtsspezifische Konsumunterschiede in Arbeiterhaushalten

Sandgruber, Roman

1991

https://doi.org/10.25595/943

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sandgruber, Roman: *Das Essen der Arbeiterfrauen : Geschlechtsspezifische Konsumunterschiede in Arbeiterhaushalten*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 2 (1991) Nr: 1, 45-56. DOI: https://doi.org/10.25595/943.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.1991.2.1.45

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Das Essen der Arbeiterfrauen

Geschlechtsspezifische Konsumunterschiede in Arbeiterhaushalten

Roman Sandgruber

Ist süß weiblich, Alkohol männlich, bevorzugen Frauen eher Mehlspeisen, Männer Fleisch, ist der Milchkaffee, zusammen mit einem entsprechenden Kaffeetratsch, ein „weibliches" Laster und beweist Rauchen Männlichkeit? Wir haben es uns angewöhnt, bestimmte Speisen und Getränke männer- und frauenspezifisch zu qualifizieren: Mehlspeisen, Zucker, Milchkaffee, Tee, Alkohol ... Wie partizipieren Frauen am Essen, mengenmäßig, qualitativ, in der Tisch- und Sitzordnung, in Öffentlichkeit und Privatheit?[1] Was mit dem Essen zusammenhängt, gilt in unserer Kultur traditionell als Domäne der Frau: disponieren, kochen, Tisch decken, servieren, abräumen, abwaschen.[2]

Männer essen mehr als Frauen. Sie sind größer, schwerer.[3] Die historische Forschung zeigt, daß auch die durchschnittliche Körpergröße und das Körpergewicht längerfristig erheblichen Veränderungen unterlagen. Die Körpergröße ist allerdings quellenbedingt fast ausschließlich für Männer erhoben. Über das Körpergewicht sind die weiter zurückreichenden historischen Quellen überhaupt rar.[4] Auch was innerfamiliare Konsumdifferenzierung betrifft, fehlen exakte Quellen. Man kann sich mit qualitativen, nicht immer aber sehr exakten Ausführungen helfen. Nur in jenen Bereichen des Konsumverhaltens, die stärker im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehen, fließt die Information reichlicher.

1 Vgl. dazu für Genußmittel Roman Sandgruber, Bittersüße Genüsse. Kulturgeschichte der Genußmittel, Wien 1986.

2 Andrea Ellmeier, Das gekaufte Glück. Konsumentinnen, Konsumarbeit und Familienglück, in: Monika Bernold u.a., Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks?, Wien 1989, 165 ff, 185, Inserat der Fa. Titze: „... Fesseln sie Ihren Mann ans Haus ... Kochen Sie ihm seine Lieblingsspeisen. Wenn er Sorgenfalten auf der Stirne hat, geben sie ihm eine Tasse Kaffee – einen Sorgenbrecher ...".

3 Die Wiener Kammer für Arbeiter und Angestellte erhob in den 30er Jahren auch Körpergröße und Gewicht der Arbeitslosen: Die erwachsenen Männer in den betreffenden Familien hatten 1932 ein Durchschnittsalter von 45 Jahren und eine durchschnittliche Körperlänge von 169 cm. Ihr Gewicht war von 1931 auf 1932 von 65,4 auf 63,7 kg zurückgegangen. Das Gewicht der Frauen, deren Durchschnittsalter 42 Jahre und deren Körperlänge 156 cm betrug, war in den beiden Jahren mit 59,6 kg gleichgeblieben. Wirtschafts- und Sozialstatistisches Handbuch 1934.

4 John Komlos, Nutrition and Economic Development in the Eighteenth-Century Habsburg Monarchy. An Anthropometric History, Princeton 1989.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

„Süße Mädel, nudeldicke Dirn?"

Die Volksmeinung ist überzeugt, daß Frauen dem Süßen mehr zuneigen als Männer, daß sie süße Nahrung benützen, um anderweitig unerreichbare Gegenstände zu erlangen, daß Süßigkeit im realen und übertragenen Sinn mehr die Domäne der Frauen als die der Männer sei. Nichts Süßes zu wollen, dient Ferdinand von Saar zur Charakterisierung einer Revolutionärin und Barrikadenkämpferin, eines Mannweibes, einer solchen „mit heiserer Stimme": „Sie aß fast nichts, mochte nicht einmal Süßigkeiten."[5]

Es gibt Indizien, daß Frauen in bestimmten Phasen des Industriezeitalters mehr Süßwaren konsumierten als Männer, daß auch der Fleischverbrauch, der Kaffeekonsum, der Genußmittelkonsum geschlechtsspezifisch differenziert waren. Wann und warum erhielt süß ein „weibisches" Attribut? Werner Sombart sprach von der Verbindung zwischen süßem Konsum und Stellung der Frau, dachte an Kategorien des stellvertretenden Konsums in der höfischen und bürgerlichen Gesellschaft.[6] Kinder und Frauen werden mit Zuckerwerk beschenkt. Der teure, prestigereiche Zucker paßt gut in das demonstrative Konsumverhalten der höfischen und großbürgerlichen Gesellschaft, die bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts den Ton angab.

Aber wie reimt sich derartiges Verhalten zum billigen Konsumgut Zucker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie zu der kargen Wirklichkeit des Proletariats? In der populären Autobiographik trifft man zwar immer wieder auf die Erinnerung an die Sehnsüchte einer harten Kindheit, wo Zuckerwerk und Süßigkeiten nur in den Auslagen und Glasdosen der Kramladen verlockend blinkten, für die Kinder aber zu einer nicht erreichbaren Traumwelt gehörten. Andererseits kennen wir das Klischee von den „schleckhaften" Arbeiterinnen.[7]

Zucker ist erst im ausgehenden 19. Jahrhundert zu einem Massennahrungsmittel geworden. Für Arbeiterhaushalte wurde er in mehrfacher Hinsicht bedeutsam: als hochwertiger Kalorienträger, als Statussymbol, wenn auch innerhalb eines höchst beschränkten Warenkorbes und als stimulierendes Genußmittel, das im langen, monotonen Arbeitsalltag willkommene Unterbrechung brachte: die Naschhaftigkeit, von Außenstehenden vielfach als Verschwendung mißverstanden, wurde zur zeittötenden Droge des Industriealltags.

Zucker als vor allem weiblich apostrophiertes Nahrungsmittel muß wohl in Zusammenhang mit der Aufteilung der Rollen innerhalb der Familie gesehen werden, sowohl mit dem stellvertretenden Konsum in Oberschichtenfamilien wie mit der Rollenverteilung in den Arbeiterhaushalten, wo dem Familienerhalter, dem Mann, meist das einzige Stück Fleisch vorbehalten war, während Frauen und Kinder sich auf die zu dieser Zeit bereits billigen Mehlspeisen und Zuckerwaren beschränkten.

Fleisch war in der kargen Welt der Arbeiterfamilien für die Männer, die „Familienerhalter", bestimmt, für die Frauen hingegen das Brot, das mit

5 Ferdinand von Saar, Ninon, in: Novellen aus Österreich, Sämtl. Werke 10, 69.
6 Werner Sombart, Luxus und Kapitalismus, 1913.
7 Sandgruber, Bittersüße Genüsse, 180 f, wie Anm. 1.

Zucker, mit Marmelade, mit Kaffee, mit Tee verbessert wurde. „Das billigste war ja immer das Brot. Wir haben hauptsächlich von Brot gelebt. Wir haben schon Freude gehabt, wenn wir Schmalz gehabt haben aufs Brot ...", erzählen Arbeiterfrauen.[8] Das war auch der Grund, daß Frauen und Kinder mehr Zucker aßen als Männer. Bezogen auf den Kaloriengehalt war Zucker im späten 19. Jahrhundert bereits wesentlich billiger als Fleisch und konnte als Substitutionsgut fungieren.

Die Feuilletonisten des ausgehenden Jahrhunderts ließen die als typisch erachtete Konsumaufteilung anklingen: „Der Kaffee ist der eigentliche Nährvater zahlreicher kleinbürgerlicher Familien. Die übrigen Mahlzeiten sind für die Frauen oft nur des Dekorums halber da. Zu Mittag wird zunächst auf den Hausvater, den Ernährer und Erhalter der Familie, gesehen. Er bekommt die größte Fleischration; nach ihm der männliche Sprößling; die übrigen ‚markieren' nur das Fleischessen, damit es den anderen besser schmeckt. Dafür ist aber der Kaffee ihr Palladium, an das sie nicht rühren lassen. Höchstens, daß der Verbrauch an Zucker kritische Bemerkungen verträgt."[9]

Der Lebenszyklus einer Familie bestimmte das Einkommen. Solange kleine Kinder zu versorgen waren und diese noch nicht selbst etwas zum Lebensunterhalt beitragen konnten, war die Familie am stärksten belastet. Gespart wurde in den Arbeiter- und Handwerkerfamilien am ehesten am Essen der Mutter und der Kinder, während der Geld verdienende Vater oft einen Leckerbissen extra bekam, Butter statt Margarine, Fleisch statt Kartoffeln und Brühe.[10]

Wir kennen zahlreiche Belege aus der populären Autobiographik und der Oral History-Forschung, etwa einen Wiener Pflasterer der Jahrhundertwende, dessen Sohn Reinhard Sieder als Gewährsmann herangezogen hat, der an einem Sonntag für sich allein ein Kilogramm Schweinsbraten verzehrt haben soll oder 60 – 70 dag Rindfleisch. Solchen, auch in Körper und Statur, in Freizeitverhalten und Eßgewohnheiten ausgewiesenen „Kraftlackeln" wurde es zugebilligt, ungleich mehr und stärker zu essen und zu trinken als Frauen und Kindern. „Vor allem Fleisch ist ‚seine' Kost", schreibt Reinhard Sieder: „Die Frau verzichtet meist darauf oder nimmt sich nur ein Stückchen, die Kinder erhalten kein Fleisch."[11] Das „Kinderschnitzel" zeichnete sich nicht durch die kleinere Portion, sondern durch die ganz andere Zusammensetzung aus: nur Panier, kein Fleisch.

8 Die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen. Ergebnisse und stenographisches Protokoll der Enquete über Frauenarbeit, Wien 1896, 156, 204, 318 ff, 374, 382, 409, 438, 450. Stenographisches Protokoll der im k.k. arbeitsstatistischen Amt durchgeführten Vernehmung von Auskunftspersonen über die Verhältnisse in der Kleider- und Wäschekonfektion, Wien 1899, 255.

9 Vinzenz Chiavacci, Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt, Wien 1888, 274 f.

10 Carola Lipp, „Uns hat die Mutter Not gesäugt an ihrem dürren Leibe." Die Verarbeitung von Hungererfahrungen in Autobiographien von Handwerkern, Arbeitern und Arbeiterinnen, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 15 (1985), 56.

11 Reinhard Sieder, Zur alltäglichen Praxis der Wiener Arbeiterschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, Habil. Schrift, Wien 1988, 172, 174.

Menge und Qualität der Nahrung wurden nach dem Beitrag zum Geldeinkommen des Haushalts bemessen: „... und da haben wir Kinder oft auf den Teller vom Vater geschaut, wenn der Fleisch gekriegt hat. Dann haben's (die Eltern) gesagt: ‚Ja Kinder, wenn ihr einmal verdient, könnt ihr auch Fleisch haben!'"[12]

Aber auch außerhäuslich erwerbstätige, mit eigenem Einkommen ausgestattete Frauen aßen ungleich weniger Fleisch als die Männer, wählten statt dessen Mehlspeisen und Gemüse, und wenn überhaupt Fleisch, so fast nur an Sonntagen. Käthe Leichter bringt Zahlen: Fast die Hälfte der Arbeiterinnen aß fleischlos.[13] Der Fleischverbrauch unterschied nicht nur Bürger und Bauern, Facharbeiter und Hilfsarbeiter, sondern auch Männer und Frauen.

In klischeehafte Bilder paßt auch die Vorstellung, daß mit den Warmgetränken Kaffee, Kakao und Tee ein weiblicher Zug in das Speisen- und Getränkewesen hineingekommen sei, wogegen Alkohol von Natur her Männersache gewesen und geblieben sei. Daß der Alkohol zunehmend eine männliche und Kaffee eine weibliche Charakterisierung erhielt, hatte mehrere Ursachen sowohl finanzieller als auch sozialer Natur: die bürgerliche Differenzierung der Geschlechtsrollen, die Beschränkung des weiblichen Gasthaus- und Wirtshausbesuches, die Verbürgerlichung und Familiarisierung der Arbeiterfamilie, die ungleiche Aufteilung der knappen Nahrungsmittel im Haushalt, die geringeren Einkommen der Frauen.

Frauen war es bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts kaum möglich, ein Kaffeehaus aufzusuchen. Die Karikaturisten stürzten sich mit Vorliebe auf solche „emanzipierte" Kaffeehausbesucherinnen, die sich in politische Diskussionen einließen, sich am Spiel beteiligten oder gar eine Zigarre ansteckten.[14] Noch mitten im Ersten Weltkrieg mokierte sich Peter Rosegger im Café Kaiserhof über eine bekannte Dame: Mit übereinandergeschlagenen Beinen saß sie am runden Steintischchen bei ihrem Schwarzen und rauchte eine Zigarette. In der Absicht, sich zu setzen, begrüßte Rosegger sie und fragte nach ihrem Befinden: „‚Wie Sie sehen', antwortete sie und blies behaglich ein Strählchen Rauch von sich. ‚Was macht der Herr Gemahl?' — ‚Der ist zu Hause bei den Kindern.' — Da erinnerte ich mich, wohin Männer gehören, und ging nach Hause."[15]

Es kam zu einer eigentümlichen Differenzierung: Kaffeehaus-Sphäre des Mannes, Kaffee zu Hause — Domäne der Frau: „Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee." Auf einen Kaffee und einen Kuß kommen ... Das Frauenzimmerlexikon (1715) beschreibt den Kaffee als eine von den Frauenzimmern getrunkene Panacé. „Ach! schrie das Weibesvolk, ach, nehmt uns lieber Brot!/Denn ohne den Kaffee ist unser Leben tot!" Der Musikus Miller in Friedrich Schillers Kabale und Liebe war in diesem Reigen der Klischees nicht der erste gewesen, der seiner Frau Vorhaltungen machte, mit dem „vermaledeiten Kaffeetrinken" aufzuhö-

12 Ebd., 176, 228.
13 Käthe Leichter, So leben wir. 1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben, 1932, 80; zit. nach Sieder, Zur alltäglichen Praxis, 231.
14 Sandgruber, Bittersüße Genüsse, 77, 125 ff, wie Anm. 1.
15 Peter Rosegger, Heimgärtners Tagebuch NF, 1917, 103.

ren. Das Kaffeekränzchen der klatschsüchtigen Tanten war zum Topos der deutschen Lustspielliteratur des 18. Jahrhunderts geworden. „Denn haben d'Weiber kein Kaffee, so werden's sterbenskrank", heißt es in „Kasperls neuerrichtetem Kaffehaus" von Joachim Perinet. Dem entspricht das Sprichwort: „Wenn die Weiber Kaffee trinken/Hüpfen sie wie Distelfinken ...".[16] Diese abwertende Rolle in geschlechtsspezifischem Zusammenhang, die dem Kaffee zugeordnet wurde, hatte sich im 19. Jahrhundert weiter verfestigt.

Daß die Frauen zu den Hauptkonsumenten des Kaffees und Ersatzkaffees wurden, machte sich auch die Werbung zunutze: Die „Titze-Tante" war als Reklamefigur für Ersatzkaffee populär geworden, was allerdings auch zum Ausdruck bringt, daß vornehmlich Milchkaffee und Ersatzkaffee in dieses weibliche Klischee eingeordnet wurden.

Die Marktbeziehungen waren für die Einführung des Kaffeetrinkens wesentlich, bei Wiener Marktfahrerinnen wie bei Vorarlberger Heimarbeiterinnen: Wenn Kinder und Frauen am Spinnrad arbeiteten, am Stickrahmen und im Webkeller saßen und zum Bargeld verdienenden Teil im Hauswesen wurden, konnten sie auch an den über den Markt erwerbbaren Konsumgütern stärker teilhaben.[17]

Die Mehrzahl der Arbeiterinnen lebe nur von Kaffee, wird in der 1896 durchgeführten Wiener Arbeiterinnenenquete immer wieder hervorgehoben. Wenn man die Antworten der dort befragten Expertinnen durchgeht, stößt man immer wieder darauf: „Die Ernährung der Arbeiterinnen, die 2 oder 3 Gulden die Woche verdienen, bestehe hauptsächlich in Kaffee, den sie sich von zu Hause mitnehmen, irgendwo erwärmen, und dieser dient für Frühstück, Mittagessen und Jause ... Mittags gehen sie beinahe alle ins Kaffeehaus." Der Organisator der Enquete, Dr. Ofner, fragte: „Warum essen die Mädchen nicht lieber Eier oder sonst etwas, was nahrhafter ist, statt zu Mittag in die Kaffeehäuser zu gehen?" — „Was macht eine mit zwei Eiern?" war die Antwort: „Ein Ei kostet ja 3 Kreuzer, und alle Tage kann man nicht Eier essen. Zum Kaffee ißt man ein Stück Brot, und für den Moment ist man mehr gesättigt als mit zwei Eiern."[18]

„Ich gehe ins Kaffeehaus essen, weil das Gasthaus zu teuer ist." — Dr. Schwiedland: „Das scheint mir doch unzweckmäßig zu sein. Was bekommen Sie im Kaffeehaus?" — „Nun, Kaffee." Es wird immer wieder mit den Preisrelationen argumentiert: „Bei dem Lohn von 1 fl 30 könnten Sie sich doch ein Gemüse oder eine Suppe zu Mittag kaufen?" — „Ja, das kann man; aber das kostet gerade soviel wie der Kaffee."[19]

Die 1910 von August Forel publizierten Erinnerungen eines Wiener Waisenknaben, der zu Hause vor allem den großen Kaffeetopf kennengelernt hatte, während im Waisenhaus stattdessen Einbrennsuppe und nur sonntags eine Schale mit Kaffee auf dem Eßtisch stand, sind ein illustratives Beispiel: „Um wieviel war mir der große Kaffeetopf, der auch jetzt noch wie ehemals meiner Mutter und meiner Schwester die Hauptnahrung lieferte, lieber als die Speisetafel des Waisenhauses."[20] Das

16 Vgl. dazu Sandgruber, Bittersüße Genüsse, 77 ff, wie Anm. 1.
17 Franz Weizenegger und Meinrad Merkle, Vorarlberg, 1839, Bd. 1, 335 f.
18 Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen, 191 f, wie Anm. 8.
19 Ebd., 166 f, 343, 586.
20 Erinnerungen eines Waisenknaben, hg. von August Forel, 1910, 18 f, 53.

entspricht der Rolle, die der Kaffee im armseligen Bergarbeiterdorf von Emile Zolas „Germinal" spielt: als das einzige, das dem Leben ein bißchen Glanz und Menschenwürde verleiht.

Dem Kaffee haftete selbst noch als Zichorienbrühe der Anspruch des Vornehmen an, der Besuchsmahlzeit, die zudem schmackhafter war als Brei oder hartes Brot. Kaffee stand in einer Traditionslinie von Freizeit und Kurzweil. Das mag der Kaffeepause ihre Beliebtheit und beherrschende Stellung im Arbeitsalltag gesichert haben. Eine Tasse Kaffee verwandelte eine kalte Mahlzeit in eine warme und war nicht nur billiger, sondern vor allem auch zeitsparender. Kaffee als Beigabe, die zum Brot die Abwechslung und Anregung bot, wie die Sauce zur Pasta oder die Knoblauchzehe, Tomate oder Marmelade zum Weißbrot, wie der Zucker zur Mehlspeise.

Auch bei Alkohol gilt, daß Frauen weniger, vor allem aber andere Sorten konsumieren: weniger Bier, weniger harte Getränke, eher Wein, Likör, weniger im Wirtshaus, mehr zuhause. Auch in der Zweiten Republik ist eine weitere Verringerung des geschlechtsspezifischen Trinkabstandes trotz steigender Berufstätigkeit der Frauen nicht zu beobachten.[21] Die Toleranz gegenüber Trinkern ist offensichtlich zweigeschlechtlich geblieben. Die Frauen schließen sich immer noch, offensichtlich aus eigener Überzeugung, von jener Teilöffentlichkeit „Wirtshaus" aus, in der ein nicht unbeträchtlicher Teil des Alkoholkonsums vollzogen wird. Im Wirtshaus, mit Arbeits- oder Vereinskollegen, trinken jeweils maximal halb so viele Frauen wie Männer (IFES 1977).

Das Wirtshaus als Bollwerk der Freiheit und ein Stück proletarischer Gegenkultur – aus der Perspektive der Arbeiterfrauen sah dies ganz anders aus: als Zentrum einer männlich geprägten Sphäre, die oft Anlaß familiärer Auseinandersetzungen war. Die Abneigung vieler Arbeiterfrauen gegen die Aktivitäten ihrer Männer richtete sich dabei nicht so sehr gegen die politischen Ansichten als gegen den Ort, das Wirtshaus. Wenzel Holek gesteht es auch ein: „Einen Gulden und noch mehr die Woche verklepperte ich doch dabei. Meine Frau, der dann das Geld zu Hause fehlte, wurde darüber unwillig, machte mir Vorwürfe, daß ich nur die Familie schädige, ... daß ich das Geld unnützerweise vertäte und halbe Nächte in den Gasthäusern säße ..."[22] Bei nachträglichen Befragungen allerdings ließen manche Frauen erkennen, daß sie vielleicht ganz froh waren, wenn der Mann nicht immer in der ohnehin überfüllten Wohnung herumsaß und im Wege stand.[23]

Essen Sie am Tisch, sitzen Sie beim Essen? Das sind Fragen, die an Frauen berechtigt gerichtet werden können. Die Sitzordnung bei Tisch war weitgehend fixiert, die Mutter an dem Ende, das dem Küchenherd am nächsten ist, der Vater gegenüber, an dem entgegengesetzten Pol. Ungleichverteilung der Privilegien und unausbalancierte Belastung.

21 Irmgard Eisenbach-Stangl, Alkoholproduktion, Alkoholkonsum und soziale Kontrolle alkoholischer Rausch- und Genußmittel in Österreich 1918 – 1984, Habil.Schrift, Wien 1988, 209.

22 Wenzel Holek, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters, 1909.

23 Eva Viethen, Wiener Arbeiterinnen. Leben zwischen Familie, Lohnarbeit und politischem Engagement, Diss., Wien 1984.

In Bauernhäusern war die wandfeste Stubenbank beim Ecktisch den Männern reserviert. Frauen hatten ihren Platz an der diagonal gegenüber situierten Feuerstelle, rückten einzig zum Essen an den Tisch, nahmen dort aber, im Gegensatz zu Männern, ihre Mahlzeiten auf beweglichen, zum Tisch gerückten Bänken, den „Fürbänken" ein, in manchen Regionen, in Dänemark, in Teilen Ungarns, sogar stehend.[24] Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschwand die Trennung der Geschlechter bei der Einnahme der Mahlzeiten – man saß fortab, wie in der Stadt, auch im Bauernhaus in bunter Reihe zu Tisch.

In der Ökonomie des Mangels, die Reinhard Sieder für die Arbeiterfamilie beschreibt, war die Küche der wichtigste Raum, mit dem Tisch als Mittelpunkt, mit zu wenig Sitzgelegenheiten. Nicht alle Familienmitglieder saßen bei den Mahlzeiten am Tisch. Meist stand die Frau, ohnehin immer „auf dem Sprung", jemanden zu bedienen; sie aß manchmal erst nach der Mahlzeit des Mannes und der Kinder.[25]

Budgets

Hat der Patriarchalismus, der bezüglich des Arbeiters der Zwischenkriegszeit angesprochen wird, auch eine entsprechende ökonomische Absicherung? Wenn auch die wachsende Rolle des Mannes als Alleinverdiener betont wird, so haben doch selbst im Jahr der Hochkonjunktur 1929 im Durchschnitt die Haushaltsvorstände (Männer) nur etwa 60% des Familieneinkommens verdient. In der Krise sank dieser Prozentsatz ab und lag 1934 nur mehr bei 54%.

Die Aufschlüsselung der Herkunft der Einkommen in Wiener Arbeiterhaushalten der Zwischenkriegszeit zeigt einen allmählichen Rückgang des Anteiles der Frauen, von 7,07% 1925 auf 3,72% 1927, 1928 aber wieder 7%, während die Anteile der Männer und erwachsenen Kinder entsprechend gestiegen waren. Die Wirtschaftskrise betraf vor allem den Anteil der Männer am Einkommen. Dieser sank auf 56,7% im Jahre 1932 und 52,9% 1933 gegenüber 63,5% 1931, während die Anteile der Frauen von 9,2% 1931 auf 10,1% 1933 zunahmen und die der erwachsenen Kinder von 6,2% 1931 auf 8,8% 1933 anstiegen. 1928 allerdings waren von erwachsenen Kindern 11,1% beigetragen worden.

Das sind aber Durchschnittszahlen, die gerade in ärmeren Haushalten sehr starke Abweichungen aufweisen können: So verdienten in den untersten Einkommenskategorien (1929 unter 3.000 S, 1934 unter 2.000 S) Männer nur 15,6% bzw. 4,7% (1934) des Einkommens. Dies waren Haushalte, zu deren Überleben nun primär die Frauen beizutragen hatten (1929: 25%, 1934: 21,4%). Der Rest entfiel auf Unterstützungen, Renten, Spenden etc.

24 Günter Wiegelmann, Bäuerliche Arbeitsteilung in Mittel- und Nordeuropa – Konstanz oder Wandel?, in: Ethnologia Scandinavica. A Journal for Nordic Ethnology (1975), 5 ff. Ole Höjrup, Die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen in der bäuerlichen Kultur Dänemarks, in: ebd., 23 ff, insbes. 32 ff.

25 Sieder, Zur alltäglichen Praxis, 216, wie Anm. 11.

Hervorzuheben ist der hohe Anteil, den der Warenkredit im Arbeiterhaushalt hatte.[26] Interessant ist, daß so kurz nach der Inflation die Verschuldung bereits wieder eine nicht unbeträchtliche Rolle spielte: 3,6% der Gesamtausgaben wurden 1925 für die Tilgung von Schulden aufgewendet, 1926 bereits 4,9%: Ein großer Teil des Wäsche- und Kleiderbedarfs wurde im Wege des Warenkredits gedeckt.

Nach 1929 setzte auch eine stärkere Tendenz des Entsparens ein, aber keine Tendenz zur Neuverschuldung. In der Wirtschaftskrise nahm vielmehr die Bedeutung der Warenkredite und der Privatkredite sehr stark ab.

Für die untersten Einkommenskategorien wurden in der Wirtschaftskrise die Einnahmen aus unentgeltlichen Zuwendungen bedeutsam, während bei den höheren Einkommensgruppen die Aufwendungen unter dieser Position im Steigen waren, ein Beweis für doch intakte Solidarität.

Festgestellt wurde von den Erhebungsorganen der Arbeiterkammer die häufige Übung, daß der Familienvorstand und noch mehr die erwachsenen Kinder nur einen Teil ihres Einkommens als Wirtschaftsgeld abführten, während sie den Rest des Lohnes als Taschengeld zurückbehielten. Die (buchführenden) Frauen waren weder über die Höhe des Gesamteinkommens noch über dessen Verwendung voll informiert. Andererseits bestand auch hie und da der Brauch, daß Frauen ihre Haushaltsrechnung vor dem Mann geheimhielten, um kleine Ausgaben außerhalb des Haushaltes aus dem Wirtschaftsgeld zu decken.

Dabei zeigte sich aber ein interessanter Wandel. In den von Reinhard Sieder untersuchten Wiener Arbeiterfamilien lieferten zu Beginn dieses Jahrhunderts, in den 10er und 20er Jahren, die ganz überwiegende Mehrzahl der Ehemänner ihren Wochenlohn an die Ehefrauen ab und behielten nur ein geringes Taschengeld für persönliche Verwendungen. Allerdings bedeutete das nicht, daß der Mann die Kontrolle der Verwendung aus der Hand gegeben hätte. Schon im Ersten Weltkrieg stellt Sieder aber das Auftreten des anderen, von ihm als bürgerlich eingestuften Typus fest, daß Männer nur einen Teil ihres Lohnes, das Wirtschaftsgeld, an die Frauen übergeben und den Rest in eigener Verwaltung behalten, damit auch für das Sparen zuständig seien.[27]

Die Übergabe des Einkommens ohne wirklich disponierbaren Spielraum stellte nichts anderes dar, als die Bürde der Mangelverwaltung auf die Ehefrau zu überwälzen. Wenn die Einkommen höher wurden und damit erst Spielraum für Konsumentscheidungen entstand, waren es dann in der Regel die Männer, die diese Entscheidungen trafen. Da sie sich die Verwaltung des disponiblen Anteils vorbehielten, hatten sie Macht, ihre persönlichen Interessen durchzusetzen. „Die in der Literatur verbreitete Rede von der besonderen Macht der Arbeiterfrauen innerhalb der Familien erweist sich somit als Resultat ungenauer Analysen", stellte Sieder fest.[28]

26 Löhne und Lebenshaltung der Wiener Arbeiterschaft im Jahre 1925.
27 Sieder, Zur alltäglichen Praxis, 181, wie Anm. 11.
28 Ebd., 183, 187.

Zusammensetzung der Haushaltseinkommen
(Wiener Arbeiterfamilien 1925 – 1934), Anteile in %

	1925	1926	1927	1928	1930	1931	1932	1933	1934
Löhne insges.	77,6	78,4	77,3	77,2	80,7	78,8	74,8	71,9	72,6
davon									
Männer		62,9	64,2	59,1	64,8	63,5	56,7	53,0	53,7
Frauen		7,1	3,7	7,0	10,0	9,1	9,5	10,1	9,1
erwachsene									
Kinder		8,4	9,4	11,1	5,9	6,2	8,6	8,8	9,8
Arbeitslosenunterstützung	2,3	3,1	2,2	1,4	2,4	3,6	5,3	6,4	7,9
Pension	9,9	6,7	8,0	9,7	5,8	6,5	9,0	12,2	10,2
Versicherung	0,6	0,4	0,9	1,3	1,0	1,1	1,6	0,9	0,5
Untervermietung	0,2	0,3	0,5	0,4	0,3	0,5	0,5	0,6	0,6
Kostgeld	2,3	2,9	3,4	1,6	1,6	1,8	2,3	2,3	2,5
Vorschüsse	0,7	0,5	0,3	1,3	0,5	0,4	0,7	0,2	0,3
Warenkredit	3,0	3,4	3,6	3,6	3,1	2,1	1,9	1,0	1,2
Schulden	0,8	0,9	0,7	0,6	0,6	1,4	0,4	1,0	0,2
Versetzte Gegenst.		0,1	0,2	0,1	0,1	0,0	0,0	0,1	0,1
Zuwendungen	1,7	1,2	1,2	1,0	1,0	0,7	1,3	1,4	1,8
Entsparen		1,9	0,6	1,6	2,1	2,2	1,7	1,5	1,8
Sonstiges	0,9	0,3	1,1	0,4	0,9	0,8	0,4	0,8	0,3

Quelle: Wirtschaftsstatistisches Handbuch, hg. von der Arbeiterkammer Wien, 1925 – 1935.

Verwalterinnen des Mangels

Daß die Mutter das Brot schneidet, ist ein berühmter Topos der Literatur und bildenden Kunst: Die um Brot bittenden Kinder ... die auf ihr Essen verzichtende Mutter. Nur selten wird der Vater erwähnt. Mütter als Verwalterinnen des Hungers und Mangels, als versagende Instanz, als Tyranninnen, die nur kleine Schnitten verteilen, den Brotlaib verschließen ... Mütter die sich jeden Bissen absparen ...[29] „Die Mütter: die ‚heimlichen Machthaberinnen'?"[30] Daß Frauen in der häuslichen Sphäre die Vormacht besaßen, während die Männer in der Öffentlichkeit die Hauptrolle spielten, ist eine häufige These, daß die effektive Macht der

29 Lipp, Uns hat die Mutter Not gesäugt, 56 f, wie Anm. 10.
30 Sieder, Zur alltäglichen Praxis, 177, 184, wie Anm. 11.

Hausfrau, als Macht über das Familienbudget, das sie verwaltet, die formale Autorität des Mannes neutralisiert.

Sparen und Vorräte anlegen waren bei der ständigen Knappheit undenkbare Verhaltensweisen für proletarische Familien.[31] Denn es waren weder die finanziellen noch die räumlichen Möglichkeiten gegeben, günstige Marktangebote dahingehend zu nützen, daß man größere Mengen kaufte und konservierte. Außerdem stellten Vorräte in einer Situation permanenter Knappheit eine Versuchung dar, der kaum zu widerstehen war. So wandte die Frau eines Wiener Tischlergesellen gegen das Anlegen von Vorräten ein, ‚die Familie sei sparsam, solange nur das täglich Gekaufte verfügbar sei; alle würden jedoch mehr wollen, wenn Vorräte vorhanden seien. Gebe man diesem Verlangen nach, wirke die Vorratswirtschaft kontraproduktiv.'[32] Ähnlich war es mit dem Sparen: ‚Die Mutter könne, sobald sie Ersparnisse habe, den Bitten von Mann und Kindern nicht widerstehen; dann würde das Gesparte höchstwahrscheinlich leichter und fahrlässiger ausgegeben als bei täglichem Einkauf.'[33]

Neben der ungünstigen Auswahl, zu der Arbeiterfamilien folglich gezwungen waren, fehlte es vielfach auch an der entsprechenden Zubereitung. Wenn die Frau berufstätig war, lebte die Familie von aufgewärmten Mahlzeiten oder es wurde überhaupt nie warm gegessen. Das Essen wurde schon am Vorabend oder am Morgen zubereitet. Frauen, die nach der langen Arbeit noch kochen mußten, waren überfordert. Alles mußte schnell gehen. Dadurch war der Speisezettel beträchtlich eingeengt. Speisen, die eine längere Kochzeit erforderten oder frisch gemacht werden mußten, konnten nicht auf den Tisch kommen.

Zum größeren Teil waren erwerbstätige Frauen nach der Berufsarbeit einfach zu müde, um noch zu kochen. Es wurde eine Portion aus dem Gasthaus geholt und diese mit Brot derart gestreckt, daß zwei bis drei Leute damit satt werden konnten. Kleine kalte Imbisse, Kaffee, der Schluck aus der Branntweinflasche waren am geeignetsten. Die Möglichkeiten zum Kochen waren ohnehin sehr beschränkt. Bei der Enge des Wohnraums diente die Küche viel mehr als Schlafraum denn als Kochgelegenheit.[34]

Diese Situation änderte sich im 20. Jahrhundert. Sofern eine Möglichkeit zur Essenszubereitung und zum Heimweg bestand, war das Essen zu Hause am günstigsten. Verheiratete Arbeiter aßen, wenn es die Länge der Mittagspause und des Arbeitsweges erlaubte, im allgemeinen daheim. Die Erwerbstätigkeit der Arbeiterfrauen nahm ab. Die Küchen wurden größer, die Möglichkeiten der Essenszubereitung vielfältiger, die Anstrengungen für die Frauen nicht geringer.

31 Viethen, Wiener Arbeiterinnen, 177, wie Anm. 23.
32 F. Le Play, Les ouvriers européennes, Tours 1877, 39; zit. nach Viethen, 121.
33 Viethen, Wiener Arbeiterinnen, 121, wie Anm. 23.
34 Magdalene Papp, Wiener Arbeiterhaushalte um 1900. Studien zur Kultur und Lebensweise im privaten Reproduktionsbereich, Diss., Wien 1980.

Essen in Küchen, Küchen zum Kochen

Rationelle Haushaltsführung war das neue Schlagwort aus Amerika, Taylorismus in der Küche und Elektrogeräte waren die neuen Leitbilder. Der Katalog der gutbesuchten Ausstellung „Der neue Haushalt", Wien 1925, präsentierte die neuen Kücheneinrichtungen: eine Abwasch anstatt des Wasserschaffes, ein Gas- oder Elektrobügeleisen statt des einschiebbaren Stahls, eine Geschirrtrockenvorrichtung anstatt des Abwischtuchs, einen Eiskasten oder ein Kühlkistchen anstatt des Kühlplatzes im Keller; dann noch den „Vacuum Cleaner" statt des Kehrbesens, die elektrische Heizung und den Heißwasserspeicher. Erst etwa dreißig Jahre später fand solches aber wirklich Eingang in Arbeiterküchen.

Der elektrische Kleinmotor leitete die Mechanisierung der Wohnung ein, er brachte alles ins Rollen. Die Elektrizität versprach einfache Handhabung, komfortablen Einsatz und vielfältige Nutzung. August Bebel schwärmte bereits 1909 in seinem Buch *Die Frau und der Sozialismus* von dem elektrifizierten Zukunftsparadies, der „Elektrokultur".[35] Die neuen, auf Elektrizität beruhenden Haushaltsgeräte Staubsauger, Waschmaschine, Bügeleisen, Elektroherd oder Geschirrspüler, obwohl bereits im späten 19. Jahrhundert konzipiert, traten allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg in größerer Menge auf.

Die Struktur des Konsums hatte sich nach dem Zweiten Weltkrieg gegenüber der Vorkriegszeit stark gewandelt. Arbeiter- und Angestelltenhaushalte verwendeten vor dem Krieg nach den Ergebnissen der Haushaltsstatistik der Wiener Arbeiterkammer im Durchschnitt etwa 3 bis 4% ihrer Verbrauchsausgaben für Wohnungseinrichtung, nach der Konsumerhebung 1954/55 aber fast 6%. 1964 wurde für Hausrat doppelt soviel ausgegeben wie 1954. Die Küche nach amerikanischer Art mit Kühlschrank, Waschmaschine, Mixer, Staubsauger und das Wohnzimmer mit Schrankwandmöbel wurden zum Wohlstandssymbol der 50er Jahre.

Nach einer Untersuchung von Leopold Rosenmayer sah die Ausstattung eines durchschnittlichen Wiener Haushalts mit Geräten 1955 folgendermaßen aus: 55% Staubsauger, 39% Heißwasserboiler, 30% Eisschränke, 14% Gas- oder Elektroheizung, 9% elektrische Küchenhilfen (Mixer etc.), 8% Waschmaschinen.[36] Nach einer Umfrage des Instituts für Markt- und Meinungsforschung im Jahre 1956 hatten 43% der Wiener Haushalte einen Staubsauger. In einer 1959 vom Frauenreferat des ÖGB durchgeführten Befragung von 639 Arbeiterinnen und Angestellten, zumeist verheiratet und mit Kindern, ergab sich, daß lediglich 23% der befragten Frauen über einen Staubsauger, 23% über einen Kühlschrank, 7% über einen Mixer und 4% über eine Waschmaschine verfügten.[37]

35 Heinz Hirdina, Rationalisierte Hausarbeit. Die Küche im Neuen Bauen, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte (1983), 44 – 80.

36 Leopold Rosenmayer, The Role of the Woman and Mother in the Viennese Family of Today, Wien 1958, 14.

37 Frauenarbeit, Frauenrecht, 5 (1959), 2.

Bestand an Haushaltselektrogeräten in Österreich

	1947	1951	1954	1957	1960
Elektroherde	53.973	86.296	157.428	295.834	428.177
Heißwasserspeicher	31.163	55.816	90.848	168.955	269.620
Nachtstromspeicher	2.914	6.756	14.751	25.498	33.771
Gasdurchlauferhitzer					203.315
Waschmaschinen		3.108	18.095	107.970	230.482
Kühlschränke		21.208	47.936	155.913	318.688

Quelle: Monatsberichte des österreichischen Instituts für Wirtschaftsforschung, 1947 – 1960.

Nach den Schätzungen des Bundeslastverteilers waren Ende 1957 in Österreich rund 156.000 Kühlschränke und 108.000 Waschmaschinen in Betrieb, gegen nur 21.000 und 3.000 Ende 1951. Vom Wirtschaftsforschungsinstitut wurde die Zahl der vorhandenen Kühlschränke Ende 1957 auf etwa 180.000 bis 200.000 geschätzt, d.h. daß etwa 8 bis 9% der Haushalte damit ausgestattet waren. Ende 1957 waren rund 296.000 Elektroherde und 83.000 Doppelkochplatten in Betrieb, so daß etwa 17% der Haushalte ganz oder teilweise mit elektrischem Strom kochten. Zwischen 1953 und 1962 erhöhte sich die Zahl der E-Herde von 115.000 auf 514.000, die der Heißwasserspeicher von 75.000 auf 342.000, der Kühlschränke von 30.000 auf 591.000 und der Waschmaschinen von 8.000 auf 280.000.

Einrichtungskonzepte, die Küchen nach tayloristischen, rationalisierten Konzepten organisierten, wurden in Österreich nach 1945 durch den Architekten Franz Schuster, der im „Neuen Frankfurt" mit Grete Schütte-Lihotzky Erfahrungen gesammelt hatte, für eine eigene Arbeiterwohnkultur entwickelt und 1950 im Messepalast unter dem Namen „Die Frau und ihre Wohnung" präsentiert. Die ausgestellten Mustermöbel, in ihren Maßen den kleinen Wohnungen angepaßt, griffen auf Programme zurück, die schon Adolf Loos, Ferdinand Kramer, Josef Frank vertreten hatten. Schlichtheit, Sachlichkeit sollte die Arbeit der Hausfrau in der Wohnung erleichtern.[38] Die bürgerliche Mittelschicht, nicht die Arbeiter, an die es adressiert war, fand zuerst an den neuen Möbeln und Konzepten Gefallen.

Für die Arbeiterfrau bedeuteten sie im Unterschied zur bürgerlichen Frau, die mit dem gleichzeitigen Abbau der Dienstboten in der Regel die Rolle als Arbeitgeberin nur mit der der Hausarbeiterin vertauscht hatte,[39] eine Angleichung an bürgerliche Standards, auch wenn die Doppelbelastung und Ungleichbehandlung der Frau im Haushalt damit keineswegs beseitigt war.

38 Klaus-Peter Arnold, „Die billige Wohnung". Serienmöbel der Deutschen Werkstätten Hellerau, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte (1983), 90 – 122.

39 Dazu: Ela Hornung, Sie sind das Glück, sie sind die Göttin! Glück und Arbeit in bürgerlichen Hauswirtschaftsratgebern, in: Monika Bernold u.a., Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks?, Wien 1989, 105 ff, 122.